

Adalbert Ludwig Balling

*Wie ich zum Bücherschreiben
gekommen bin*

Interessante & kuriose Erlebnisse
aus der aktuellen Erinnerung

Herausgegeben von Studiendirektor
Reinhart Urban

Engelsdorfer Verlag Leipzig

Diese Leseprobe ist Copyright-geschützt!

Bibliografische Information
durch die Deutsche Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet
diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie;
detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über
<http://www.dnb.de> abrufbar

ISBN 978-3-96940-072-2

Copyright © 2021
Engelsdorfer Verlag Leipzig
Schongauer Straße 25, 04328 Leipzig
www.engelsdorfer-verlag.de

Alle Rechte beim Autor Adalbert Ludwig Balling
Hauptstraße 1, 86756 Reimlingen, Tel. 09081-2970-114
All rights reserved

Titelfoto: Adalbert Ludwig Balling
Umschlagseite 2: Farbfoto von Reinhart Urban
Umschlagseite 3: Farbbild von P. Andreas Rohring CMM

Typographie, Satz & Buchgestaltung:
Roman Schmucker

Printed in Germany
Hergestellt in Leipzig, Germany (EU)
14,20 Euro (D)

Diese Leseprobe ist Copyright-geschützt!

Vorwort des Herausgebers

Ein Bauer aus dem schwäbischen Ries sagte einmal zu meiner bereits vor einigen Jahren verstorbenen Mutter im Rieser Dialekt: »Zruck must g'schobe! Dann verschtest!« – Was er damit sagen wollte: Du musst zurückschauen in die Vergangenheit. Erst dann verstehst du die Zusammenhänge und die wichtigen Weichenstellungen deines Lebens!

Ist das nicht für uns alle ein wichtiger Fingerzeig, den Blick auch mal nach rückwärts zu wenden; nicht zur Verklärung zurückliegender Lebensabschnitte, sondern um zu erkennen, was und welche Erlebnisse/Ereignisse in unserem Leben wirklich wichtig waren?

Mit diesem Buch blickt Pater Adalbert Ludwig Balling (Jg. 1933) auf achtzig Jahre zurück, auf eine Zeit, die einen bedenkenswerten Lebensweg umfasst; nämlich vom schüchternen Jugendlichen aus einem kleinen fränkischen Bauerndorf hin zu einem weltoffenen, weitgereisten und polyglotten Mann, der Bekannte und Freunde auf der ganzen Welt hat. Ein Leben mit Problemen, mit Hoch- und Tiefs, aber auch mit vielen bereichernden und beglückenden Erlebnissen und Erfolgen: Ein Rückblick, der in großer Dankbarkeit für dieses ihm geschenkte lange Leben mündet. Insgesamt ist es eine Lebensbeschreibung, die in ihrem Resümee auch den Leser positiv beeinflussen kann.

Liebe Leserinnen und Leser, begleiten Sie Adalbert Ludwig Balling durch sein langes Leben und sehen Sie bei seiner Schilderung von Erlebnissen und Erfahrungen die Welt und die Menschen auch aus seiner Perspektive:

Die Welt ist vielfältig, farbig, bunt, interessant, spannend,
überraschend – und am Ende sogar liebenswert.

Ich wünsche Ihnen viel Freude dabei!

REINHART URBAN
Studiendirektor

ZUR EINFÜHRUNG

Anruf vom Kaiserstuhl:

»Damit ich beim Schreiben keine kalten Füße bekäme!«

Vor gar nicht so langer Zeit sagte eine Frau zu mir am Telefon: »Herr Pater, Sie müssten eigentlich 300 Jahre alt werden, damit Sie noch recht lang Bücher schreiben können!« –

Sie lachte, als ich schmunzelnd abwehrte, und sprach mich auch gleich auf eines meiner neueren Bücher an ...

Wir »kennen« uns schon seit vielen Jahren, sind uns aber noch nie persönlich begegnet, sondern haben immer nur übers Telefon miteinander gesprochen. Ich weiß seit langem, dass sie gerne liest und mich immer wieder fragt, wann denn das nächste Buch erscheine und unter welchem Titel. Meistens bestellt sie das betreffende Buch dann sofort in einer ihr benachbarten Buchhandlung; oder lässt es sich schon mal vor-merken, wenn der Erscheinungstermin noch bevorsteht.

Begonnen haben unsere Telefongespräche vor über zwei Jahrzehnten, nachdem sie mir um Weihnachten ein paar selbst-gestrickte Socken hatte zukommen lassen – mit einem kleinen, handgeschriebenen Vermerk: »Damit Sie beim Schreiben auch in Zukunft keine kalten Füße bekommen!« – Seitdem erhalte ich jährlich um diese Zeit ein Paar neue Socken! Es begann also in den späten 1990er Jahren. Seitdem unterhalten wir uns immer wieder über meine neuen bzw. neu-aufgelegten Bücher. Ihr Mann, so hat sie mir verraten, lese gelegentlich gerne mit. Dann stünde mitunter ein Glas Wein daneben; Wein vom heimatlichen Kaiserstuhl.

Das ist wahrlich nicht das einzige Ehepaar, von dem ich weiß, dass sie abwechselnd in meinen Büchern lesen – und sich hin und wieder auch schon mal über ihre gemeinsame Lektüre unterhalten. Darüber freue ich mich ganz besonders!

Aber damit ist die Frage, wie ich zum Bücherschreiben gekommen bin, noch nicht mal berührt worden, geschweige denn, beantwortet. Um dies zu tun, muss ich weit, sehr weit ausholen, auch um indirekt »nachzuweisen«, dass ich in »keinster Weise« zum Bücher-Schreiben eine besondere bzw. natürliche Begabung gehabt hätte!

Vorweg sei ferner vermerkt: Bei uns zu Hause gab's keine Bücherregale, und im Dorf keine Leihbücherei! Meine Eltern hatten einen Bauernhof; zum Bücherlesen hatte niemand so richtig Zeit. Meine Mutter las allenfalls das wöchentlich erscheinende »Würzburger Sonntagsblatt«, mein Vater das noch weniger oft erscheinende Blatt des bayerischen Bauernverbands. Zu viel mehr Lektüre kam es kaum. Gewiss, unsere Mama blätterte auch im »Fränkischen Volksblatt«, einer Tageszeitung, aber meistens nur, um die Todesanzeigen zur Kenntnis zu nehmen.

In den Wintermonaten, wenn draußen auf den Feldern keine größeren Arbeiten verrichtet werden konnten, las unsere Mama auch schon mal einen Heimatroman, vielleicht einen von Reimmichl, Ganghofer oder Dörfler. Diese Romane waren meist von anderen Frauen im Dorf herumgereicht bzw. ausgeliehen worden.

Natürlich hatten wir auch noch ein paar Schulbücher im Haus – neben den kirchlichen Gebet- und Gesangbüchern, aber die rechnete niemand zur sonst üblichen Lektüre...

Soviel als Hinführung; zum Thema, falls es Leserinnen und Leser geben sollte, die nach wie vor die Meinung vertreten, das Bücherschreiben setze eine besondere Begabung voraus. Dem muss ich vehement widersprechen: Es ist vor allem: Mühe, Ausdauer und Fleiß. Am Ende dieses Buches werden mir auch die Skeptiker recht geben...

ADALBERT LUDWIG BALLING

Liebe Leserin, lieber Leser!
Noch drei kurze Hinweise ehe Sie mit
der Lektüre beginnen.

1.

Diese Erinnerungen gleichen aneinander gereihten bunten Mosaiksteinchen; sie bestehen aus vielen farbigen Episoden, erwähnenswerten Erlebnissen und informativen Hinweisen.

Dabei ließ es sich (leider) nicht ganz vermeiden, dass hin und wieder etwas doppelt erwähnt wird, nicht zuletzt, um den Lesern entgegenzukommen; vielleicht sind es sogar angenehme »Eselsbrücken«, die die Freude an der Lektüre nur noch steigern und vertiefen.

2.

Ich höre schon im Voraus aus den Reihen meiner Mitbrüder die halblaute Bemerkung: »Na ja, da trägt einer aber ganz schön dick auf! Musste das sein? Und überhaupt, warum Erinnerungen aufschreiben, wenn es schließlich auf eine Lobhudelei und Selbstbeweihräucherung hinausgeht!? Stünde uns Ordensleuten ein bisschen mehr Bescheidenheit und Demut nicht doch besser?«

Mag sein, dass auch der eine oder andere Leser ähnlich empfindet. Ich kann nur so darauf antworten: Um das Thema erschöpfend zu beantworten, wie ich zum Bücherschreiben gekommen bin, wäre jede andere Art einer ehrlichen Beantwortung kaum möglich gewesen. Ich bitte Sie um um Verständnis und Nachsicht: Danke!

3.

Vieles, fast alles in meinem Leben lief (zunächst) anders, als ich mir vorgestellt oder gewünscht hätte, doch am Ende zeigte es sich, dass es gut war, wie es schließlich kam bzw. mir (oft von meinen Obern) vorgeschrieben oder erwartet wurde. – Und ich erinnerte mich wieder und wieder an unsere Mama, die uns Kindern zu sagen pflegte, wenn etwas nicht so kam, wie erwünscht: »Wer weiß, für was es gut ist/war!?!«

Bei Paul Claudel, dem berühmten französischen Poeten, stieß ich auf ein Sprichwort aus Portugal: »Gott schreibt gerade auch auf krummen Zeilen«. (ALB)

1.

*Wie war's am Staatlichen Gymnasium
und im bischöflichen Internat
nach den schrecklichen Kriegsjahren –
erst in Miltenberg am Main.
Dann, ebenfalls im Kilianeum,
in der immer noch im Wieder-Aufbau begriffenen
unterfränkischen Metropole?*

*Um von uns aus (im Ochsenfurter Gau)
nach Miltenberg zu gelangen,
mussten wir mit der Bahn weite Umwege fahren,
denn alle größeren Brücken
(über den Main und die Tauber)
lagen noch zerstört am Boden –
gesprengt von den sich
zurückziehenden deutschen Truppen,
die ihrerseits flohen vor den vorrückenden
amerikanischen Soldaten...*

Drei Jahre verbrachte ich in Miltenberg (1946–1949) und drei (1949 bis 1952) in Würzburg. – Im Herbst 1946 begann ich in Miltenberg, am staatlichen Gymnasium und im bischöflichen Internat, genannt Kilianeum. Zuvor musste ich eine Aufnahmeprüfung in die dritte Gymnasialklasse machen. Unser Heimatpfarrer Hans Spielmann hatte mir in den Wintermonaten etwas Latein beigebracht; ich musste täglich (nach dem Volksschulunterricht) bei ihm vorsprechen. Als ich mich eher ängstlich wegen der staatlichen Prüfung äußerte, meinte er: »Nur Mut! Das Latein schaffst du spielend! Und alle anderen Fächer sind nicht so wichtig!« Aber dass mir sehr viel Schulwissen in anderen Fächern fehlte, das meine (anderen) Klassenkameraden sich in aller Ruhe in zwei Jahren hatten aneignen können, blieb mir noch lange

im Bewusstsein, eigentlich für den Rest meiner Gymnasialzeit! Für mich wurden die kommenden Jahre am Gymnasium zu einer echten Plackerei.

Wann hätte ich da noch Bücher lesen können? Im übrigen fehlten damals auch weithin die Bücher! In den Nachkriegsjahren gab es fast nichts zu kaufen! Wir konnten uns ja kaum richtig satt essen! Zeitweise erhielten wir Schulspeisung aus Amerika: Ein Brötchen und eine große Tasse Kakao; manchmal auch einen Teller Erbsensuppe. Viele von uns waren unterernährt, vor allem jene, die von zu Hause keine Unterstützung bekommen konnten. Wir Bauernbuben waren da etwas besser dran! Aber wenn wir hin und wieder Pakete (wir nannten sie »Fresspakete«) von zu Hause bekamen, dann teilten wir diese mit unseren Schulkameraden.

2.

*Viele von uns Jungen
waren unterernährt
und hungrig von früh bis spät –
bis die Amerikaner die Schulspeisung einführten.
Und ich war später, eigentlich zeitlebens
dafür dankbar – und wann immer
auf »die Amerikaner« geschimpft wurde,
habe ich sie diesbezüglich gelobt –
und ich bin ihnen heute
noch dafür dankbar...*

Wir mussten regelmäßig rohen Lebertran essen, etwa zweimal wöchentlich einen Esslöffel voll! Auch sonst war das Essen sehr einfach: Trockenes Brot zum Frühstück, außer sonntags; da gabs Einheitsmarmelade aus Tomaten, Äpfeln und Zwetschgen. – Fleisch gab's allenfalls einmal die Woche – und vielleicht noch sonntags. Die meist ungeschält gekochten Kartoffel wurden abgezählt verteilt; war eine innen bereits faul und somit ungenießbar, wurde sie nicht ersetzt ...

Es fehlte einfach an allem in diesen Nachkriegsjahren. Besser, allmählich besser wurde es nach der Währung, als die alte Reichsmark (dank Ludwig Erhard, der in der Amerikanischen Zone in Wirtschaftssachen ein wenig mitreden durfte) durch die gute Deutsche Mark ersetzt wurde – im Verhältnis 1:10!

Und im Winter 1946/1947 fehlten neben dem Essen auch die Kohlen zum Heizen! Folge: Wir hatten Zwangsferien vom 18. Dezember bis ungefähr 12. März! Die Lehrer schickten uns wöchentlich Hausaufgaben per Post.

In diesen langen Wochen lieb mir Pfarrer Hans Spielmann seine Karl-May-Bände aus; schade, dass ich diese Chance nicht besser nützte! Es wäre gut gewesen für den Deutschunterricht, und auch für die Fantasie! Aber selbst dazu – zum Karl-May-Schmökern – fehlte mir, genau genommen, die Zeit. Ich musste ja auch während dieser langen Winterwochen zu Hause mithelfen ...

Ob es damals im Miltenberger Kilianeum überhaupt eine Leihbücherei gab, weiß ich nicht mehr. Manche meiner Klassenkameraden lasen heimlich (in der Schublade oder unter dem Studierpult) einen spannenden Karl May oder auch die aufregende Story um den »Grafen von Monte Christo« – statt zu studieren. Es war strikt verboten, diesen Roman zu lesen, denn er stand auf dem INDEX der katholischen Kirche. Aber irgendwie wurde er unter meinen Schulkameraden doch heimlich weitergereicht. Ich war viel zu schüchtern, um dies zu riskieren. – Im übrigen wussten wir mit den römischen Index-Vorschriften sowieso nichts anzufangen; aber Regens Dr. Ludwig Pfeifer, (ehedem Sekretär des Würzburger Bischofs Matthias Ehrenfried) und die Präfekten (beide Geistliche) waren sehr streng uns gegenüber – wie damals allgemein noch üblich in ähnlichen Schulen und Internaten!

Eine gewisse Liebe zu Büchern, wie es später hieß, lernten wir nicht! Und lesen, viel lesen wäre auch damals schon eine gute Voraussetzung fürs spätere Schreiben gewesen ...

3.

*Von unserem damals noch jugendlichen
Deutschlehrer »Professor« Otto Schönberger
waren wir alle begeistert.*

In Würzburg, wo ich (auch im Kilianeum) die restlichen drei Gymnasialjahre verbrachte, war's ähnlich wie in Miltenberg: Den Lehrern standen nur wenige Hilfsmittel zur Verfügung, und uns Schülern fehlte das Taschengeld für zusätzliche Schulbücher oder gar für den einen oder anderen Roman. Zum Glück hatten wir im Würzburger Kilianeum eine kleine Hausbibliothek – und es gab in Würzburg auch eine große amerikanische Leihbücherei, zu der jeder Zugang hatte. Sie war vor allem mit modernen amerikanischen und englischen Autoren bestückt, darunter auch ein paar Übersetzungen ins Deutsche. Wahrscheinlich habe ich damals meinen ersten Hemingway gelesen, in deutscher Sprache. Diese Bücherei ging noch auf die amerikanischen Besatzer zurück; sie war sehr beliebt, denn Würzburg war beim Bombenangriff am 16. März 1945 fast völlig zerstört worden.

Als wir im September 1949 das Kilianeum bezogen, war erst ein Drittel des Hauses wieder aufgebaut worden. Den Unterricht für die sechste Gymnasialklasse hatten wir in einer alten Baracke, errichtet im Hof der Benediktiner, ehe wir ins neu errichtete Schulgebäude umziehen durften.

In den beiden letzten Jahren hatten wir Professor Schönberger als Deutschlehrer. Es machte Freude, mit ihm ein paar moderne französische Autoren zu lesen, zum Beispiel Andre Gide, Albert Camus und Antoine de Saint-Exupéry.

Professor Schönberger bot uns außerhalb der Schulstunden zusätzlich einen literarischen Zirkel an. Wir gingen gerne hin – und waren begeistert. Aber dann verbot unser Seminar-Regens an diesem Literaturzirkel weiterhin teilzunehmen. Begründung: Zwei der betroffenen französischen Autoren stünden auf dem Index; ihre Lektüre sei für Katholiken streng verboten!

Unser Deutschlehrer wurde gezwungen, diesen für uns hoch interessanten Literaturkurs einzustellen. Wenn ich mich richtig erinnere,

drohte man Schönberger sogar mit Berufsverbot an bayerischen Mittelschulen.

Schade, sehr schade, denn Schönberger war der einzige Lehrer, der uns Oberklässler ein wenig, wenn auch nur für kurze Zeit, in die moderne Literatur einführte.

Von den Büchern in unserer Seminarbibliothek erinnere ich mich nur an einen einzigen Titel: MEHR FREUDE! Autor war Paul Wilhelm Keppler, Bischof von Rottenburg. Kein anderes Buch hat mich damals als Jugendlichen so sehr berührt wie Keplers Botschaft: Freude könne man lernen! Jeder Mensch müsse das Seine dazu beitragen, damit er kein ewiger Trauerklos werde, kein ständiger Trübsalbläser, sondern ein aufgeschlossener Mensch, der sich zu einer Persönlichkeit entwickle, die der Menschheit diene, indem sie die biblische Frohbotschaft zu leben versuche.

4.

*Oskar Neisinger,
eine imponierende Persönlichkeit
im unterfränkischen Umfeld
während und nach dem 2. Weltkrieg*

Wir lernten ihn kennen und schätzen, als er noch Diözesan-Jugendführer im Bistum Würzburg war (und zwar unter Bischof Matthias Ehrenfried, dem Vorgänger Döpfners!) – und zusammen mit Max Rössler als (Jugendseelsorger) die katholischen Jugendverbände der Nachkriegsjahre bleibend beeinflusste. Beide, Neisinger wie Rössler, hatten großen Einfluss auf uns Nachkriegsjugendliche.

Damals kam Oskar, wie wir ihn nannten, in gewissen Abständen zu uns ins Kilianeum, um mit uns, der Oberklasse, einen ganzen Nachmittag im Gespräch zu verbringen. Darauf freuten wir uns immer, denn Neisinger konnte spannend erzählen. Meistens fing er mit einer kurzen Episode an; das hörte sich dann ungefähr so an: Auf dem Weg hierher traf ich eine ältere Dame, die sich in der Innenstadt verlaufen hatte. Da habe ich ihr weitergeholfen, so gut ich konnte – und sie fing auch gleich an, Neisinger aus ihrem Leben zu erzählen...

Diese Art, aus dem unmittelbar Erlebten zu erzählen, hat mir später viel geholfen – bei den Katechesen und Predigten, aber auch beim Schreiben in den späteren Jahren, immer auch aus dem unmittelbar Erlebten zu erzählen.

Zurück zu Oskar Neisinger: Viele Jahre später erfuhr ich, dass O.K. gegen Kriegsende fast noch ins KZ gekommen wäre. Er hatte heimlich bischöfliche Schreiben an die Pfarreien verteilt. Das zu tun, war damals strengstens verboten. Wer zuwider handelte, musste, wenn erwischt, das Schlimmste befürchten: KZ-Haft oder gar direkte Verurteilung durch den Volksgerichtshof in Berlin.

Die Nazibeamten hatten irgendwie erfahren, dass Oskar Neisinger heimlich und im Untergrund für Bischof Matthias Ehrenfried) tätig war; seine Verhaftung war angeordnet. Aber der Vater eines Jugendlichen, Beamter von Beruf, bat seinen Jungen, O.K. heimlich zu informieren. Das gelang gerade noch rechtzeitig. Neisinger konnte entkommen und sich auf dem Kirchendach einer unterfränkischen Gemeinde so lange versteckt halten, bis Hitlers Großreich zusammenbrach und die ersten amerikanischen Soldaten Mainfranken (wie Unterfranken damals hieß) besetzten.

Nach dem Krieg, als Diözesanjugendführer, wurde Neisinger weit über die Diözese Würzburg hinaus bekannt – und zwar zunächst als Autor und Herausgeber kleiner, postkartengroßer Heftchen – mit Themen, die vor allem Jugendliche ansprachen. Wir gaben ihnen die Namen Neisinger-Hefte. Sie hatten 32, maximal 64 Seiten und waren mit Schwarzweiß-Fotos bebildert. Farbdrucke kannte man damals kaum, nicht für Billig-Papierhefte. Weil preiswert und modern aufgemacht, kamen sie bei uns Jugendlichen sehr gut an.

Noch später – wurde Oskar Neisinger stellvertretender Bundesjugendführer – mit Sitz in Altenberg. Dann machte man ihn zum Chefredakteur einer katholischen Wochenzeitung und eines Bistumsblattes; schließlich zum Sprecher der Deutschen Bischofskonferenz und bischöflicher Beauftragter eines neu zu gründenden kritischen Wochenblattes namens Publik.

Soviel, vorerst, über Oskar Neisinger. Ich komme auf ihn zurück in einem anderen Zusammenhang – und von Afrika aus! Er hat mir damals, vielleicht unbewusst, sehr gute Dienste erwiesen!

5.

*Von der Main-Metropole ins Nördlinger Ries –
und nach einem Probejahr
im schwäbischen Mönchsdeggingen
wieder zurück ins Frankenland.*

Meine Gymnasialstudien beendete ich 1952 mit dem Abitur in der neunten Klasse; wir waren von der siebten schnell noch, für ein paar Wochen, in die achte Klasse befördert worden, weil Bayern inzwischen wieder auf neun Gymnasialklassen gewechselt hatte. Also insgesamt waren es nur sechs Jahre; ich hatte ja erst mit der dritten Klasse (1946) begonnen ...

Immer wieder werde ich, auch heute noch, gefragt, ob sich meine »Schreib-Begabung« schon in jungen Jahren gezeigt habe, zumindest am Gymnasium. Darauf muss ich mit einem klaren Nein antworten: Ich war weder im Deutschunterricht noch sonstwo besonders begabt! Ich war wohl fleißig, aber Fleiß allein ersetzt in jungen Jahren noch keine Talente. Wenn ich mich recht erinnere, dann hatte ich nur ein einziges Mal im deutschen Aufsatz die Bestnote, und meine Arbeit wurde der ganzen Klasse von Professor Menna vorgelesen. Es war für mich ein Glücksfall, denn unsere Aufgabe bestand darin, die Grünewald-Madonna von Stuppach zu beschreiben. Ich kannte das weltberühmte Gemälde sehr gut, war ich doch von zu Hause aus schon ein paar Mal mit dem Rad in das Dorf bei Bad Mergentheim gefahren; es befindet sich nur 20 Kilometer von meiner Heimat entfernt. Und ich erinnerte mich natürlich auch noch an die Tonbandaufnahme, die der Stuppacher Ortspfarrer eigens zum Grünewaldgemälde hatte aufnehmen lassen.

Die langen Sommerferien nach dem Abitur nutzte ich, um zu Hause mitzuhelfen. Ich hätte Anfang September mit dem Noviziat (Einführung ins Klosterleben) bei den Missionaren von Mariannahill beginnen sollen, aber Mama bat mich drum, ich möge wenigstens bis Ende September bleiben, bis auch die Zuckerrüben geerntet seien. – Dem wollte man erst gar nicht zustimmen: »Entweder – oder!« hieß es.

»Wir beginnen mit dem Noviziat nur einmal im Jahr!« – Wahrscheinlich wäre ich dann zu den Missions-Benediktinern nach Münster-schwarzach gegangen, denn aus Mönchsdeggingen kam zunächst die Order: »Entweder Sie beginnen bei uns Anfang September 1952 – oder erst in einem Jahr!« – Schließlich erlaubte man mir doch den späteren Beginn der Probezeit ...

Auch während dieser zwölf Monate (wir waren sieben Novizen) war vom Bücherschreiben natürlich nie die Rede – und auch nicht in den folgenden 20 Jahren. Ich wollte in die Afrika-Mission – und davor galt es, erstmal das Universitätsstudium zu absolvieren und mich auf die Priesterweihe vorzubereiten.

Die zwölf Monate Noviziat waren ausgefüllt mit religiösen Übungen, Vorträgen und dazwischen mit viel Handarbeit, unter anderem auch im benachbarten Wald.

Für mich persönlich gab es noch eine wichtige Neuerung: Ich begann nämlich Tagebuch zu schreiben. Nie zuvor hatte ich etwas Ähnliches getan. Ich kann mich übrigens auch nicht erinnern, was mich auf diese Idee gebracht haben könnte. Vielleicht war's Langeweile? Oder eine gewisse Einsamkeit in der mönchischen Stille? So oder so. Ich begann auf jeden Fall mein Leben – ich war gerade 19 Jahre jung! – ein wenig zu durchleuchten und all das aufzuschreiben, was mir gerade einfiel. Es waren Kinder- und Jugenderinnerungen! – Und, ganz klar, auch alltägliche Beobachtungen vor Ort.

Später, wieder in Würzburg, führte ich mein Tagebuch fort – und wurde von Pater Ludwig Tremel, unserem Rektor, immer wieder dazu ermuntert. Er fügte mitunter hinzu: »Falls Sie mal nach Afrika in die Mission kommen, dann sind Tagebuchnotizen sehr wertvoll, vor allem, wenn Sie später mal über Ihre Arbeit in Afrika berichten wollen. Dann können solche Notizen eine große Hilfe sein.«

Was ich damals noch nicht wusste: Dass man durch das Tagebuch-schreiben geradezu gezwungen wird, besser zu beobachten und – sehr wichtig – sich präzise auszudrücken.

Eine kurze Voraus-Bemerkung: Ich habe tatsächlich in der Mission Tagebuch handschriftlich geschrieben – und auch später in Köln noch

eine Zeitlang im alten Stil weitergeführt, ehe ich ganz auf das Schreiben am Computer umstieg.

Die 23 handgeschriebenen Tagebücher (mit je 300 bis 400 Seiten!) wollte ich später ganz entsorgen. Als meine Geschwister, Nichten und Neffen das erfuhren, baten sie um die Hefte, aber ich lehnte ab, versprach ihnen jedoch, einen größeren Auszug¹ zu erstellen und eventuell dann in Druck zu geben.

NOTABENE

Als ich nach sechseinhalb Jahren aus Afrika zurückkehrte, besuchte ich Pater Ludwig Maria Tremel, der inzwischen völlig erblindet war und bedankte mich für seine guten Ratschläge hinsichtlich Tagebuchschreiben...

6.

*Fünf Jahre Student
an der Würzburger Universität;
davon vier Jahre Bibliothekar
im Haus unserer Fratres (Theologie-Studenten
und Anwärter auf die kirchlichen Weihen).
In den Bistümern / Diözesen sagt man
mancherorts »Priesterseminar« dazu.*

Es waren für mich sehr wertvolle Jahre. Aus heutiger Sicht und im zeitlichen Abstand von über 60 Jahren muss ich zugeben: Es waren in vieler Hinsicht echte Lehrjahre. Und ich erinnere mich gerne an zahlreiche Menschen, denen ich Wissen und Lebensweisheit verdanke. Ans Schreiben als Beruf dachte niemand; ich am wenigsten. Ich wollte nach Afrika; deshalb wurde ich Mariannahiller Missionar. Und als man mir vorschlug, weiter zu studieren, um das Staatsexamen als Gymnasiallehrer zu machen, lehnte ich energisch ab: Alles, bloß das nicht! Endlich hatte ich die Penne hinter mich gebracht! Endlich atmete ich freier – und der Betrieb an der Uni war Gott-sei-Dank locker und

¹ Siehe: ALB »Wer sich erinnert, lebt glücklicher«, herausgegeben von Barbara Endres, Verlag Mariannahill Würzburg, 2004, 416 S. geb.

ungezwungen! Es machte mir Spaß, und ich hatte Freude an den einzelnen Vorlesungen. Es war alles ganz anders als am Gymnasium.

Schon im zweiten Jahr wurde ich vom Rektor zum Seminar-Bibliothekar ernannt. Mein Vorgänger, Elmar Mayr, wurde zum Priester geweiht und in die Rhodesien-Mission entsandt, wo wir uns ein paar Jahre später wieder treffen sollten,

Welche Folgen dieser Job haben könnte, erfuhr ich erst allmählich: Ich hatte nämlich jederzeit freien Zugang zu unserer Bibliothek, damals eine der ganz wenigen großen ihrer Art in Würzburg, die den schrecklichen Bombenangriff heil überstanden hatten.

Zu uns kamen damals zahlreiche Doktoranden, um sich seltene Bücher auszuleihen. Wir waren meines Wissens das einzige Haus im unterfränkischen Raum, das fast alle Migne-Bände besaß, für Theologie-Doktoranden und Theologie-Professoren etwas schier Unschätzbares! Immer wieder kamen junge Theologen von auswärts zu uns – der Bibliothek wegen!

Mir standen plötzlich Tausende von Büchern zur Verfügung: Viele wissenschaftliche Werke, aber auch das Allgemeinwissen betreffende – und endlos viele Romane, darunter zahlreiche Übersetzungen aus dem Französischen und Englischen älteren Datums, aber auch moderne Ausgaben. Ich konnte mir ausleihen, was immer ich wollte, ohne jemanden um Erlaubnis fragen zu müssen, ohne dass ich es irgendwo hätte registrieren müssen. Ich war der Chef der Bibliothek – und es war völlig egal, was oder wie viele Bücher ich mir ausleihen würde...

Damals gab uns Neulingen im Seminar Pater Dietmar Seubert einen guten Rat, den ich mein Leben lang nie vergessen werde. Dietmar bereitete sich auf das Staatsexamen vor, um später als Lehrer und Schulrektor in Reimlingen zu wirken.

Sein persönlicher Rat an uns Jüngere lautete: »Besucht regelmäßig die Uni-Vorlesungen und macht euch auch ein paar Notizen, aber nützt die allermeiste Zeit, die euch zur Verfügung steht, zum Lesen. Lest alles, was euch anspricht! Egal, ob Romane oder Novellen, ob über Geografie oder Biologie. Lest! Lest! Lest – und erweitert so euer Wissen, euren Wortschatz, eure Allgemeinbildung!«

Das habe ich zu befolgen versucht – und es nie mehr bereut. Es hat mir gutgetan. Lebenslang! Dietmar riet uns weiter: »Wenn ihr eine Woche vor den Uni-Examen euere Kolleghefte hervorholt und alles, was ihr in den Vorlesungen notiert habt, einmal in Ruhe durchgeht – dann reicht das, um die Note EINS zu erhalten!«

Auf diese Weise hatte ich sehr viel Zeit zum Lesen – und um endlich meinen bislang äußerst spärlichen Wortschatz aufzustocken.

7.

*Offizieller kirchlicher Index-Wart für drei Jahre.
Bei Bischof Julius Döpfner musste ich
die schriftliche Erlaubnis einholen,
um »verbotene Bücher« lesen und
verwalten zu dürfen.*

Viele junge Leute wissen gar nicht mehr, was das Wort INDEX in der katholischen Kirche einmal bedeutet hat. Sie rätseln – und tippen gar auf ein seltenes Medikament bzw. auf ein spezielles Öl für Fahrzeuge.

Unter INDEX verstand man früher die Auflistung jener Bücher oder Schriften, die seitens der Kirche als »verbotene Lektüre« galten. Ohne Sondererlaubnis, die nur ein Ortsbischof geben konnte, war es untersagt, Index-Bücher zu besitzen, zu lesen oder auch nur zu verwalten.

Die Lektüre der katholischen Christen wurde kirchlicherseits streng überwacht. Wer das Indexverbot trotz besserem Wissen missachtete, stellte sich gegen die kirchliche Autorität; mitunter drohte ihm sogar die Exkommunikation, das heißt der offizielle Ausschluss aus der katholischen Gemeinschaft. – Soviel zur Erklärung für jene, die mit dem Wort INDEX nichts anzufangen wissen.

Weil ich jetzt offizieller Verwalter des Index-Schranks in unserer Seminarbibliothek war, musste ich beim Ortsbischof, also bei Julius Döpfner, um die Erlaubnis eingeben. Ein paar Tage später traf das bischöfliche Schreiben ein – mit dem ausdrücklichen Hinweis, diese

Sondererlaubnis gelte nur für drei Jahre; dann müsse neu eingegeben werden. – Soweit ich mich erinnere, habe ich kein zweites Mal um diese INDEX-Erlaubnis ersucht; es hat mich auch niemand mehr daran erinnert! Heute wäre eine ähnliche Handhabung rein technisch sinnlos. Übers Internet kann man sich fast jedes Buch bestellen.

Vielleicht noch ein kurzer Hinweis auf den Inhalt unseres INDEX-Schranks: Nichts Weltbewegendes! Ein paar Nietzsche-Bände (Also sprach Zarathustra / Der Antichrist / Der Wille zur Macht); ferner von Hitlers Chef-Ideologen Rosenberg seine Rassentheorie und auch ein paar moderne französische Roman-Autoren (Albert Camus, Andre Gide etc.), die wir schon in der Oberklasse am Gymnasium bei unserem hochgeschätzten Lehrer Otto Schönberger gelesen und erörtert hatten – bis unser Seminarregens einschritt und dem Lehrer mit kirchlicher Strafe drohte.

Auf jeden Fall war meine Zeit als Bibliothekar für mich eine sehr wichtige und segensreiche, auch und gerade auf meinen künftigen »Umgang« mit Büchern hin ...

8.

Erste, holprige Gebversuche auf dem publizistischen Feld, ohne auch nur im Traum an »Späteres« zu denken.

Wenn mir damals jemand prophezeit hätte, ich würde mich schon in weniger als zehn Jahren an eine völlig neue Berufsarbeit gewöhnen müssen, hätte ich ihn für einen Spinner gehalten – so fest war ich davon überzeugt, dass für mich nur die Afrikamission in Frage käme. Deswegen war ich ja auch nicht, wie mehrere meiner Klassenkameraden, ins Würzburger Priesterseminar eingetreten, sondern bei den Missionaren von Mariannahill. Damals hielten mich meine Kollegen für völlig durchgedreht und übergeschnappt; sie kamen mit meiner Berufsentscheidung überhaupt nicht klar. Noch Jahre und Jahrzehnte später erzählten sie mir: »Du, ausgerechnet du wolltest in die Afrikamission